

Das Weihnachtsfest fern der Heimat

21. 11. 1954	<u>Verbreitungen - Anzeiger, München, 20. 12. 1954</u>	
10. 11. 55	<u>Abgelesen, Frankfurt 2. Dez. Folge 1955</u>	Ostpreußenblatt
12. 11. 56	<u>Inr. Mithraszeitung, Lüneburg</u>	Vollst. Foto
16. 11. 57	<u>Ostpreußenblatt, Hamburg</u>	Condor
" "	<u>Condor, Santiago 24. 12. 58</u>	

Die Wochen vor Weihnachten sind nicht nur die Himmelszeit der Kinder. Sie rücken auch ins Dasein der Erwachsenen als die Frist, während der die Dinge des Alltags den Schimmer einer wunderbaren Ereignisses tragen, in das wir hineinwandern. Das Kommende strahlt und die
Erwachsenen an. Und wenn wir gleich wissen, was da kommt, so ist doch in uns eine
ein Heimliches mit Freude voll Hoffnung und Wunderglauben. Unser äußerer
Himmel ist grau, im frühen Winter, kahl das Geäst, neblig die Berg-
hänge. Selten wird uns ein Dezember beschert, daß der Schnee knirscht,
und die klare blaue Kälte sich wie der Spiegel der Weihnacht weitet
oder wie der schweigende dichter Flockenfall in den Ohren als ein feines
Klingen tönt. Dennoch denken wir, wenn uns Weihnachten in den Sinn
kommt, an tiefen Ernst, an Fallen der Flocken, an den eisig klaren
Himmel. Wir kümmern uns nicht ums Grau endloser Wochen, weil unsere
Erwartung stärker ist als das Bild der Natur, die wir in solcher trüben
Gestalt nicht lieben. Wir werden schmückende Schöpfer einer reineren
Umwelt, öffnen für unsere Hoffnungen den inneren Seelenraum gehen wir,
Zaudern gehen wir durch seinen knirschenden Schnee, durch einen erlösend
herabsinkenden Frieden. Solche Erwartung und Verzauberung ist
deutsch und vielen Völkern unverständlich, denen Weihnachten nicht
wie uns zum Fest wird, neben dem alle übrigen verblassen. Wir sind
ein Weihnachtsvolk. Selbst die Abtrünnigen, die irgendwo in der
Welt ihr Volkstum wegwarfen, kehren am Heiligen Abend zu der glitzern-
den Tanne wie an den Herd ihres Volkes zurück; und über alle Erdteile
hinweg bekundet sich an diesem Abend, mehr als sonst, tiefer als
zu jeder Zeit, die Einheit der Deutschen. Und will man daraus ein
Bekenntnis entnehmen, so ist es das zum Frieden, aber auch dem Verhei-
bung, die in bitterster Schicksal eingestreut ist, solange eines seiner
Völker Seele noch lebt und von der Zukunft nicht verzagt mit seine Seele trinken kann.
Zur selben Stunde, wenn in Deutschland die Weihnachtslichter auf-
züngelten, schwankte auf der Karven in allen deutschen Siedlungen
des Süd-Osten, auch die goldene Kerzenflamme. In den Ring dieser deutschen
Einheit waren wir eingeschlossen, sind es heute schon noch,
nur stehen unsere Tannenbäume nicht mehr. Die Angehörigen aber,
die dort in die Stube setzen, sehen sich um, suchen uns, wie wir
sie suchen; und aus der zuckenden Flamme wird unser Auge wie in
Tränen verschwommen das ihre glänzen. Und uns - hier am Herd des
Arbeitslandes - ergoht es ebenso. Gegen so
+ haben wir noch in der Gefangenschaft leiden

Lösung hängt mehr davon

zu bewahren, ^{mit} davon den Einheimischen abzugeben. Die Urfrage Europas ^{ob} heute nicht, daß ^{es} seine Wirtschaft ^{sich regt mit} festige oder jeder Michel ein Motorrad kaufen könne. ^{Schon hängt es ab,} Es ist die Lösung der Frage, wie dieser schöpfungsstärkste Erdteil, dessen geheimnisvolle geistige Fruchtbarkeit ^{an} den sich gegenseitig anregenden Spannung seiner vielen Völker ^{fließt}, die andere Seite dieser Spannung, die Zwietracht, meistere. Das haben wir ^{heimlich} Daheim ^{verwirklicht} vollbracht, indem wir mit ^{Leuten} und Völkern verschiedenster Art auskommen, ^{zu?} konnten, ohne uns aufzugeben. ^{Das müßte} ~~Das~~ ist notwendig: ohne uns aufzugeben: Achtung, die man anderen zollt, trägt das beiden Gemeinsame, wenn man für ~~sein~~ sich dieselbe Achtung unbedingt fordert. ^{Europa lernen; aber daß der Tage unferdestlichen Geist, uns eingeboren,} ~~Daraus entfließen~~ ^{aus frühlichen Zusammenleben der Völker zu beachten sind} hundert Regeln, die nicht aufgeschrieben werden können; ^{mit} die man im Blut haben muß, und wir hatten sie im Blut. Darum können wir Lehrer sein, sofern wir uns auch hierzulande nicht aufgeben.

Wir könnten eine gewichtige Rolle ^{fällt uns hier zu, wie uns} spielen, wir ^{Sind} Südostdeutschen, ^{die} wir ^{eine} besondere Spielart ^{der} Deutschen, ^{in der} deren Mehrheit ^{ohne eig. fähig} ~~ohne eig.~~ fähig war, ^{des Fremde} im ~~deutschen~~ Staat deutsch zu bestehen, aber oft dünkt ^{es}, als brächte ^{jene} die Minderheit, ^{mit} ~~der~~ ⁱⁿ derer, die ^{heute} daheim ^{sich} innerlich und ~~gar~~ schon sprachlich überfremden ließ, ein Gift in unsere Reihen, obwohl sie sich hier nun deutsch gebärdet. Wer ~~all~~ einmal Vater und Mutter so wenig ehrte, daß er seine Wiegensprache ^{abwarf} ablegte wie ein schmutziges Hemd, dem ist ~~in~~ das Rückgrat angebrochen. ~~Der steht~~ ^{steht} ~~nur~~ nach einer sehr ernststen inneren Wandlung ^{steht er} wieder gerade. Was soll man dazu sagen, wenn ein Mann, der wacker Diäten als deutscher Abgeordneter einstreicht und auch sonst nicht dumm ist, ~~sich~~ aus deutschen Amtsquellen zu trinken, fremden Thronprätendenten Treue bekundet? Wie reimt sich das zusammen, Deutschheit, deutsche Amtsträgerschaft, deutsche Treue und Treue

Wir müssen, um zu erreichen, was uns möglich ist, ^{die} ~~an uns selbst~~ strengste Maßstäbe ^{an uns selbst} legen. Das ist das Eine. Das andere, daß wir zusammenhalten, nicht starr, denn wir sind verschiedene Gruppen mit eigenartigem Leben, aber im Wesentlichen haben wir gleiche Aufgaben.

Weihnachten fern der alten Heimat

Die Wochen vor Weihnachten sind nicht nur die Himmelszeit der Kinder. Das Kommende strahlt auch die Erwachsenen an. Obgleich sie wissen, was da kommt, berückt sie ein heimlicher Wunderglaube. Die Tage sind zwar grau, kahl das Geäst, neblig die Hänge, denn selten wird uns ein Dezember mit knirschendem Schnee beschert, über dem sich die blaue Kälte weitet, dennoch verbindet sich uns Weihnachten immer mit dem Bild einer verschneiten reinen Welt, in der das Überirdische plötzlich fühlbar wird.

Diese Verzauberung ist deutsch und vielen Völkern unverständlich, weil sie Weihnachten nicht in gleicher Weise als Gegenwart des Heiligen erleben. Bei uns kehren selbst die Abtrünnigen, die irgendwo in der Fremde ihr Volkstum wegwarfen, andächtig zur glitzernden Tanne zurück und setzen sich damit wieder an den Herd des Volkes. Über alle Erdteile hinweg bekundet sich zur selben Stunde in der Innigkeit unserer Feier die Einheit der Deutschen. Will man daraus ein Bekenntnis abziehen, so ist es das zum Frieden, dem sich die begründete Hoffnung beigesellen darf, daß uns, solange die Seele des ganzen Volkes dem Ewigen mit solcher Einhelligkeit begegnet, nach jeder Prüfung schließlich ein neuer Aufstieg erlösen wird.

Hier wirken tiefe tröstliche Kräfte, auf die alle Ostdeutschen vertrauen sollen, wenn sie heuer die Christnacht wieder fern der Heimat begehen und wenn ihnen - wie könnte es anders sein! - die letzte Weihnacht, die sie zuhause beglückt hat, aus der Erinnerung schön, erschütternd und lockend aufsteigt.

Es war das Jahr 1944. Von den Fronten des Kriegs nahte das Unheil. Kein Urteilsfähiger hielt das Verhängnis für beschwörbar, es sei denn, er glaubte an eine gnadenhafte Errettung. Das große Fest beschattete sich uns dadurch kaum. Gleichgültig, ob wir bei dem Soldaten standen oder mit Frauen, Kindern und Greisen in der eigenen Stube saßen - wir waren der wundersamen Stunde wie immer aufgetan. Niemand, auch der Überängstliche nicht, der mit den Zeichen der baldigen Niederlage das Gras wilder Schrecken wachsen hörte, ahnte das wirkliche Ausmaß des Entsetzlichen, das die nächsten Monate dann brachten. Niemand hätte sich, als der Abend dunkelte, zu erdenken vermocht, daß es Mächte gab, die das ostdeutsche, seit Jahrhunderten verwurzelte Dasein vernichten wollten. Erzogen im Geiste Europas, konnten wir sogar von einem bis zur Sklaverei verlorenen Krieg nicht befürchten, daß der Haß der Sieger fähig sein würde, so weit ins Hussitische zu entarten, um einem Teil der Unterlegenen Hab und Gut, Haus und Heimat, den Himmel über dem Haupt und die Gruft der Toten zu

rauben und sie unter Folterung, Mord und Notzucht zu Millionen aus dem ererbten Land zu verjagen.

Darum feierte unser Volk auch an der Grenze jene Weihnacht, die für eine unbestimmte Dauer die letzte auf der heimischen Scholle des Ostens sein sollte, mit altgewohnter Hingabe. Die Glocken läuteten, der Schneedaft wehte um die Mauern. Ob es schneite, ob feuchter Dunst die Sicht verhüllte, fiel nicht ins Gewicht. Uns erfüllte ja der Heilige Abend, wie wir ihn vom ersten Kinderlallen an kennen als innerliches Hineinschreiten in eine verschneite reine, überirdisch gewordene Welt. Es murrte das Vieh an den Raufen, der Schrank spiegelte die Kerzen, Mutter eilte zur Küche, volle Schüsseln häuften sich auf dem Tisch, und die Kinder jubelten vor den Geschenken. Welche Sicherheit! Welche Wärme! Welche festgefügte, scheinbar für ewig geschaffene Ordnung! In verklungenen Zeiten hatten wohl Kriege manchen deutschen Ort versehrt. Der rote Hahn war auf die Dächer gesprungen, begleitet von Plünderung und Missetaten. Das war vorübergegangen, hatte für eine Weile die Heimat verfinstert. Darnach atmete sie wieder auf. Und so mochte es sich auch jetzt wiederholen, doch sie selber, die uns wie Leib und Seele angeboren ist, sie von uns zu trennen, das schien außer aller Möglichkeit. So meinten wir, vielmehr wir meinten es gar nicht; es war uns so selbstverständlich, daß etwas anderes zu erwägen, nicht einmal ein Albtraum gewagt hätte.

Und darum feierten wir, unbeschadet unserer Sorgen, jene Weihnacht wie eh und je. Doch als nach zwölf Monaten das nächste Christfest kam, da hatten wir ⁱⁿ (des Teufels Schule gelernt, daß sich auf Erden noch Furchtbare ereignen kann, als es in verstaubten Chroniken aus barbarischer Vergangenheit berichtet wird. Da hatten die Ostdeutschen selber mit Jammer und Blut einige Dutzend Blätter dazu geschrieben, vor denen sich den Lesern zukünftiger Tage das Haar sträuben wird. Zwischen diesen beiden Weihnachtsen wucherte das Verbrechen wider die Gesittung der Menschen und Völker zu einer Art von Gesetz aus, freilich zum Gesetz, das Wölfen geziemt. Und der spätere Leser kann sich erschüttert fragen, woher unsere Epoche, die schrankenloser Raub und das Martyrium der Heimatlosen kennzeichnen, den Mut herholte, das Schändliche jahrelang zu verschweigen oder nur mit Seitenblicken zu beachten, bis sich zuletzt die Wahrheit Bahn brach. Im selbstgerechten Triumphgeschrei der Räuber war zwar das Todesröcheln der Gepeinigten verhallt, wenn aber Menschen verstummen, reden die Steine, und endlich gellte der tauben Umwelt das Grauenhafte ins Ohr, das sie geschehen ließ und selbst verursacht hatte. Es verwirklichte sich damit ein göttliches Gericht, das jedem Martyrium vergönnt, ins Leben zu wirken und den frevelhaft hingestreckten Opfern Macht über die Geschichte verleiht.

Die Ostdeutschen, deren Los heute offenkundig ist und immer mehr Ge-

wissen brennt, mußten erst viele Jahre - jedes zum Bersten angefüllt mit Elend - von der Hoffnung zehren, daß ihr Recht die Herzlosigkeit einmal bezwinge. Ihre Treckstraßen waren in die Pfade einsamer Qual und Entbehrung eingemündet. Doch aus der Flut der Not hob sich alljährlich das Christfest wie eine besonnte Insel. Wenn die fremden Glocken erklangen, saßen sie ums winzige Bäumchen, für etliche Stunden hineingenommen in die geweihte Nacht, anders als daheim, oh gewiß, ganz anders, aber vielleicht dem verheißenden Wunder in Tränen noch weiter aufgeschlossen als zu sattem Zeiten. In Lumpen auf geborgten Bänken hockend, in Baracken und kärglicher Behausung, es war auch für sie der Heilige Abend mit der ihm verbundenen Gewißheit kommender Erlösung. Und wer könnte leugnen, daß sich Jahr um Jahr die Lage der Ärmsten günstiger gestaltete, die Tränen seltener flossen, der Hände Werk wieder Früchte trug und somit ein Teilchen der Verheißung sich zu verkörpern begann.

Wenn zwischen Mosel und Donau die Weihnachtslichter schwanken, züngeln in allen deutschen Siedlungen rund um den Erdball die Kerzen ebenfalls auf. Daran änderte sich nichts, nur ist es seit langen Jahren vielen Millionen verwehrt, die Festtanne aus dem heimischen Forst zu holen, und viele, wir mit, sehnen sich nach den verstreuten Angehörigen. Hindert diese nicht rohe Gewalt, so stellen sie treu wie wir den Christbaum auf. Ach, könnten wir zugegen sein! Könnten sie bei uns sein! Es bleibt uns nur dies: daß sich in den Flammen ihre Blicke mit den unseren über die endlosen Meilen der Trennung berühren!

Die blaue Kerze am Zweig mahnte uns in schönen Tagen an die Deutschen in der Fremde. Heute gilt das blaue Wachslight einer nicht geringeren Zahl, die unter dem Joch lebt. Schauen wir nach Osten, so müßten wir nichts als blaue Kerzen anstecken, je eine für jeden durch Willkür^{uns} entrissenen Nächsten, je eine für die entwendeten Häuser, Arbeitsstätten, Kirchen, Äcker und Gräber, ein Dutzend für die weggespaltenen deutschen Länder. Einer Tanne Kerzen reichen nicht aus, allem, was unser Volk verlor, ein Licht zu weihen. An Opfern sind wir so reich, daß ein Flämmchen für tausend Leiden und Verluste brennen muß.

Allein, jedes Licht in der Dunkelheit leuchtet den Weg an, der aus ihr hinausführt. Von Weihnacht zu Weihnacht besserten sich unsere äußeren Umstände und wuchs die Bestürzung der Welt über das uns bereitete Unrecht. Wäre es da nicht geraten, sich der Urstunde der Christenheit zu entsinnen?

Die erste Weihnacht, jene, als der Heiland in der Krippe lag, versammelte nicht die Satten im Stall. Ein Flüchtlingspaar saß im Lichtschein, fern der Heimat, entwichen dem Bösen, während über dem Strohdach der Stern von Bethlehem aufging, der denen, die guten Willens sind, den Frieden, dem Bösen den Sturz und dem flüchtigen Paar die baldige Heimkehr verkündete. Und all dies erfüllte sich.

Sitzen die Millionen Vertriebenen heute nicht ebenso in der Weihnacht? Gilt ihnen die Verkündigung nicht auch? Jahre der Heimatlosigkeit sind eine bittere Frist. Was sie allmählich an unserem Los verbessert haben, sei Gott gedankt. Vertrauen wir darauf, daß er den Fluchtweg bereits zur Heimkehr umgewendet hat. Retten wir aus der weihnachtlichen Beseligung die Kraft in den Alltag, um tapfer und klug, unbeirrt und ohne Müdigkeit das vor Himmel und Erde unantastbare Recht unseres Volkes durch jedes Hindernis zu tragen. Der Glaube versetzt Berge. Wie sollte er nicht das Geringere schaffen: das Gute über das Verwerfliche zu erhöhen!

Heinrich Zillich